

Matthias Sellmann

Die Groß-Städte und das geistliche Leben

Georg Simmel als Begleiter bei einer religiösen Entzifferung der City

- ◆ Großstädte und geistliches Leben schließen sich nicht aus. Religion in der Stadt muss auch nicht über das wesentlich andere, z. B. als Oase, Unterbrechung, Entschleunigung formatiert werden, so die These dieses Beitrags. Vor dem Hintergrund des Werkes von Georg Simmel wird eine neue religiöse Lesart der Stadt vorgestellt, die Wahres im Massenhaften, Schönes im Vorfindlichen und Gutes im Schnellen entdeckt. Der Autor erweist sich als Fährtenleser für Begegnungen mit Gott im Vorübergehen, im Lärm und inmitten unbekannter Menschengruppen. Er macht neugierig, solche Spuren beim nächsten Aufenthalt in der Stadt zu entdecken. (Redaktion)

Eine der wichtigsten Gründungsschriften der modernen Stadtsoziologie ist der Aufsatz „Die Groß-Städte und das Geistesleben“ von Georg Simmel (1858–1918). Dieser Text stammt aus dem Jahr 1903 und verdient es, über hundert Jahre danach in Erinnerung gerufen zu werden.¹ Wie wenige Autoren seiner Zeit war Georg Simmel – dieser insgesamt eher vergessene und von der Theologie noch gänzlich zu entdeckende Denker zwischen den Jahrhunderten – vor allem eines: Großstädter. Er wird ge-

boren in Berlin an der Ecke Leipziger- und Friedrichstraße – und kommt damit in die „geräuschvollste Wiege, die wohl je einen Philosophen gewiegt hat“, wie ein Zeitgenosse betont.²

Simmel spricht in diesem Text an, wie die Großstadt nicht nur zum Thema, sondern zum prägenden Stil des zeitgenössischen Denkens und Verhaltens wird. Er benutzt zur Darstellung dabei implizit ein Schema, das Niklas Luhmann als die drei Dimensionen sinnhafter Kommunikation

¹ Georg Simmel, Die Groß-Städte und das Geistesleben, in: *ders.*, Das Individuum und die Freiheit. Essais, Frankfurt a. M. 1993 (hg. zuerst 1957 durch Michael Landmann), 192–204. Einführend in Simmels Soziologie und Religionstheorie vgl. Volkhard Krech, Georg Simmels Religionstheorie, Tübingen 1998. Vgl. aber auch: Oliver Schöller-Schwedes, Der Stadtsoziologe Georg Simmel – Ein Missverständnis und seine Folgen, in: Berliner Journal für Soziologie 4/2008, 649–662. Für die theologisch-sozialethische Auseinandersetzung mit Simmel vgl. Matthias Sellmann, Religion und soziale Ordnung. Gesellschaftstheoretische Perspektiven, Frankfurt a. M.–New York 2006, 331–462.

² Es handelt sich um den Pädagogen Theodor Lessing, Philosophie der Tat. Bd. II, Göttingen 1914; zit. bei Elisabeth Lenk, Wie Georg Simmel die Mode überlistet hat, in: Silvia Bovenschen, Die Listen der Mode, Frankfurt a. M. 1986, 415–437, hier 422. Simmels Sohn Hans betont, dass sein Vater mit diesem Geburtsort „nicht ‚noch mehr‘ in Berlin zuständig sein konnte“; vgl. Hans Simmel, Auszüge aus den Lebenserinnerungen, in: Hannes Böhringer / Karlfried Gründer (Hg.), Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende: Georg Simmel, Frankfurt a. M. 1976, 247–268, 248.

identifiziert hat: die soziale, sachliche und zeitliche Perspektive.³ Sachlich sei die Großstadt geprägt von einer „überwältigende[n, M.S.] Fülle kristallisierten, unpersönlich gewordenen Geistes“ (203)⁴, also von einer geradezu erdrückenden Komplexität an Bauten, Straßen, Lichtern, Möglichkeiten. Dem „Überwuchern der objektiven Kultur ist das Individuum weniger und weniger gewachsen“ (203), sagt Simmel. Damit markiert er die Erfahrung der *Machbarkeit* als erstes Kennzeichen des Großstädterlebens. In der zeitlichen Dimension ist es die Taktung und die *Schnelligkeit*, auch die Beschleunigung, die zu betonen ist. Die City ist für Simmel wie eine große Maschine, in der alle millionenfachen Vollzüge aufeinander zugerechnet werden. Gingen alle Uhren in Berlin plötzlich einmal nach verschiedenen Vorgaben, und sei es nur um den Wert einer einzigen Stunde, bräche ein enormes Chaos aus (195). Neben die Taktung tritt das Entfernungs- und Mobilitätserlebnis: das dauernde Fahren, Halten, „Warten und Vergebenskommen“ (195). Die Zeiterfahrung der Stadt wirkt daher disziplinierend, entpersönlichend und introvertierend. Bleibt als drittes die Sozialdimension. Simmel kann erklären, warum die dauernde „Steigerung des Nervenlebens“ (192) zur typischen Unempfindlichkeit und Unüberraschbarkeit des Städters führt. ‚Coolness‘ nennen wir das

heute, „Blasiertheit“ (196 u. ö.) hieß das bei Simmel. Da man so zusammengeballt lebt, um Plätze, Güter und Personen konkurriert, sich dauernd ungewollt berührt (im Aufzug, an der Kasse, an der Ampel) und in einem einzigen Moment eigentlich so viele Reize zu verarbeiten hätte – entsteht die „Unfähigkeit, auf neue Reize mit der ihnen angemessenen Energie zu reagieren“ (196). Die hier angesprochene Dimension ist die *Massenhaftigkeit*.

Wir empfangen von Simmel also zunächst drei Identifikationen des Typischen einer City-Existenz und ihrer Auswirkungen auf das Geistesleben, wie er das nennt: Machbarkeit, Schnelligkeit und Massenhaftigkeit.

Doch nicht nur das: Simmel gibt auch noch einen methodischen Hinweis für moderne Kulturanalysen. Das moderne Leben sei so formatiert, sagt er, „dass sich von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seele schicken lässt, dass alle banalsten Äußerlichkeiten schließlich durch Richtungslien mit den letzten Entscheidungen über den Sinn und Stil des Lebens verbunden sind“ (195)⁵. Eben diese Anweisung – hinter der eine hier nicht ausführbare soziologische Großtheorie wechselseitiger Interdependenzen des modernen Lebens steht – ermutigt dazu, eine auch religiös-

³ Vgl. Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a. M. 1996, 92–147, bes. 122–136. Zur (in bestimmter Hinsicht engen) Beziehung zwischen Luhmann und Simmel vgl. Matthias Sellmann, Religion und soziale Ordnung (s. Anm. 1), 366–368.

⁴ Die folgenden Zahlen in Klammern bezeichnen die Seitenzahlen aus Georg Simmel, Die Groß-Städte und das Geistesleben (s. Anm. 1).

⁵ Dieser methodische Tipp kann als Heuristik eines neu entdeckten Projektes der Pastoraltheologie angesehen werden, das gerade für kulturhermeneutische Analysen aufregende Ergebnisse erwarten lässt: die ethnologische Ausrichtung der Pastoraltheologie; vgl. dazu erste Überlegungen bei Matthias Sellmann, Zuhören – Austauschen – Vorschlagen. Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung, Würzburg 2012, 21–144; auch Carsten Wippermann, Milieus in Bewegung. Werte, Sinn, Religion und Ästhetik in Deutschland, Würzburg 2011, 204, bezieht sich auf dieses Simmelzitat.

spirituelle Lesbarkeit der City behaupten zu können. Gerade die sogenannten Oberflächen – die Ästhetiken, Stores, Passagen, Schaufenster, Screens, ersten Eindrücke, Reiz-Ensembles, Stadtmarketings usw. sind für Simmel alles andere als Beiwerk eines irgendwie ‚Eigentlichen‘: Sie sind ihm eine beidseitig befahrbare ‚Richtungslinie‘, Spur und Brücke hin zu ‚Sinn und Stil‘, und von dort wieder zurück.

Beides: die inhaltliche Trias wie die Methode des ‚Senkbleis‘ sollen den folgenden Gedankengang anleiten. Anhand von Simmels Vorgaben wird die moderne City religiös entziffert. Wir schicken das Senkblei im wahrsten Sinn des Wortes in die Tiefe der Seele des Städtischen. Damit dies nicht zu assoziativ-beliebig wird, werden die Sinndimensionen ‚Machbarkeit‘, ‚Schnelligkeit‘ und ‚Massenhaftigkeit‘ die angestrebte Entzifferung organisieren. Um das Ganze an herkömmliche Begrifflichkeit anzuschließen, wird die Matrix um eine weitere Achse erweitert. Religiös soll die Entzifferung heißen, weil es um die Gottessuche anhand der Prädikate der aus ihr folgenden Lebenssuche geht: also um Wahrheit, Gutheit und Schönheit. Hieraus ergeben sich die drei Überschriften unserer „citymystischen“ Skizze: (1) ‚Die Wahrheit des Massenhaften‘; (2) ‚Die Schönheit des Gemachten‘; (3) ‚Die Gutheit des Schnellen‘.

In der Durchführung bildet folgende Behauptung das Fundament: Der Aufer-

standene kommt uns eben nicht nur in den Dimensionen entgegen, die wir normalerweise betonen: nämlich Individualität, Natürlichkeit und Langsamkeit. Normalerweise etikettieren sich übliche katholische (und protestantische) Zeitdiagnosen und sogar unsere Citypastoral geradezu reflexhaft mit dem Gegenteil der Simmel-prädikate.⁶ Wir errichten City-Kirchen als die Stätten des Zu-Sich-Kommens in der Einzelheit; wir möblieren und dekorieren unsere City-Foren bewusst *natürlich* (sehr beliebt: die Oasen-Semantik und Ästhetik: gelaugtes Parkett, wuchernde Botanik, warme Farben, Direktsäfte, viel wallendes Textil, wenig rechte Winkel, wenig Glas, Stahl, Leder); wir sind stolz auf die durch uns gebotene sogenannte ‚Entschleunigung‘ des Lebens. Pointiert muss man sagen: Diese Strategie der Citypastoral lebt durch eine deutliche Abwertung der City, und ist in der Gefahr, parasitär zu werden.⁷

Ist denn aber das Wort, das Lachen, die Geste des auch heute entgegenkommenden Messias unhörbar, unerwiderbar, undeutbar im Massenhaften, Gemachten und Beschleunigten? Muss man einzeln oder in Kleingruppen, in der Natur oder im Langsamten, im Gemächlichen und Kontemplativen sein, um von ihm antrefferbar zu werden? Sitzt der Buddha nur auf Lotusblüten, nicht aber auch auf Mikroprozessoren, Kaufhausregalen und Laser-Installationen?⁸ Kaum zu glauben.

⁶ Vgl. die Analyse citypastoraler Leitbilder in Deutschland in Matthias Sellmann, „Der Stadtaffe muss die Stadt im Blut haben“ (Peter Fox). Leitbilder für die citykirchliche Arbeit in pastoral-theologischer Reflexion, in: *Lebendige Seelsorge* 61 (2010), 295–301.

⁷ „Parasitär“ im Sinne von Michel Serres’ Botentheorie (vgl. ‚Le Parasite‘ [Paris 1980; dt. Frankfurt a.M. 1981]). Hiernach ist jede Kommunikation daraufhin zu befragen, welches ‚unsichtbare Dritte‘ sie einspielt und wie sie sich zu seinem Störungspotenzial verhält. Übrigens wiederum ein Hinweis auf Georg Simmel, der die Figur des Dritten als die eigentliche Bedingung für soziale Beziehungen identifiziert hat.

⁸ Vgl. Matthias Sellmann, „Der Buddha wohnt auch auf Mikroprozessoren“ – Analysen zur religiösen Produktivität von Wissensgesellschaften, in: Hans-Martin Gutmann / Cathrin Gutwald (Hg.), *Religiöse Wellness. Seelenheil heute*, München 2005, 21–58. Der Titel variiert ein pro-

1 Die Wahrheit des Massenhaften

Die Erfahrung der City ist die von Energie. Genauer: Hier vollzieht sich ein Umschlag von Quantität in Qualität, der in agrarischen oder provinziellen Kontexten eher selten ist. Noch genauer: Es kommt zu einem energiehaften Umschlag massenhaft-funktionaler Wirkungen in die Qualität eines neuen Ordnungs-, ja: Sphärenbewusstseins. Simmel sieht dies sehr genau: So wie ein Mensch sein Sein bemisst anhand der Wirkungen, die von ihm ausgehen, so ist das auch bei Kollektiven. „Die Lebenssphäre der Kleinstadt ist in der Hauptsache in und mit ihr selbst beschlossen“ (200). Anders in der Großstadt: Sie sind „die eigentlichen Schauplätze dieser über alles Persönliche hinauswachsenden Kultur“ (203). Hier, in der City, findet sich der Kulminationspunkt administrativer, ökonomischer, exekutiver, kultureller, national-symbolpolitischer, medialer und weiterer Funktionsverdichtungen. Damit reicht die City in der Summe ihrer Wirksamkeit weit über sich hinaus und empfängt aus diesem Umschlag eine neue Qualität.

Und diese Qualität kann man in den Menschen, Gebäuden, Inszenierungen spüren, welche die City bilden. Es kommt zur elektrisierenden Energieerfahrung einer Zusammenballung. In seiner über-

aus einflussreichen Theorie hat Emile Durkheim dieses Phänomen als ‚kollektive Efferveszenz‘ beschrieben – und hierin den eigentlichen Ursprung von Religion identifiziert.⁹ Gemeint ist die besondere ekstatische Kraft, die man in Großversammlungen, in Menschenmassen, erleben kann, und die wie ein selbst transzenderndes Kreaturgefühl (Otto¹⁰) als den Eintritt in das Magnetfeld eines Größeren seiner selbst erlebt werden kann. Ein Stadionrund, das bassförmig vibriert wie ein dunkel drohender Bienenkasten; eine wie ein Block wartende Menge am U-Bahnsteig; diese je andere Stimmung am Fabrikator; ein kollektiv geteiltes Lebensgefühl in Kaufhauspassagen wie die Freude auf ruhige Weihnachtstage oder die Lust auf den Sommer – es sind solche Umschläge personaler Quantität in eine gemeinsame Qualität, die auch in spiritueller Hinsicht enormes Potenzial haben. Der Gottessucher in der City kann diese seltsam urbane Kreatürlichkeit bemerken. Er inhaliert sie. Sie wird ihm zum untergründigen mitreißenden Grundmuster eines Gottes, der ja ebenfalls ein Volk berufen und versammeln will. Er kann in diesem Energieumschlag von Quantität zu Qualität die oft verborgen glimmende, mitunter aber hoch auflodernde Präsenz des Dornbusch-Gottes fühlen. Er merkt auf, wenn die Efferveszenz direkt religionsförmigen

grammatisches Zitat aus dem nach wie vor überaus lesenswerten Roman von *Robert M. Pirsig*, *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten*, Frankfurt a. M. 1978, 2: „Die Gottheit wohnt in den Schaltungen eines Digitalrechners oder den Zahnrädern eines Motorradgetriebes ebenso bequem wie auf einem Berggipfel oder im Kelch einer Blüte. Wer das nicht wahrhaben will, erniedrigt Gott und sich selbst.“

⁹ Vgl. *Hans Joas*, Die Entstehung der Werte, Frankfurt a. M. 1997, 87–109; ders.: Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg i. Br. u. a. 2004, 64–77; zur Religionstheorie bei Durkheim vgl. ausführlich *Matthias Sellmann*, Religion und soziale Ordnung (s. Anm. 1), 203–330; zu Joas und Durkheim ebd., 313–323.

¹⁰ Rudolf Otto, Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, München 1991 (zuerst Breslau 1917).

Ausdruck annimmt – etwa in Stadionchoreografien zum (Ernte-)Dank für eine erfolgreiche Saison, in Merry-Christmas-Flash-Mobs, Autokorsos oder Lichterketten.¹¹ Vor allem aber sucht er im „dichtesten Gewühl“ (200), also in der Menge der Anderen, jenen authentischen Punkt, an dem er sie als seine Brüder und Schwestern empfinden kann, weil er selber von ihnen als Bruder oder Schwester anerkannt sein

möchte, und dies, wenn es geht, ohne zu viel Romantik. Es ist jener Moment, von dem Markus erzählt (5,24–34), an dem der Nazarener, selbst im Gedränge, bemerkt, dass eine Kraft von ihm ausgeht, weil eine kranke Frau ihn berührt.

2 Die Schönheit des Gemachten

Um diese Kraftberührungen anonymer und episodenhafter Art geht es in der Citymystik. Der urbane Pilger hat kein originäres Stunden-, wohl aber dieses Sekundengebet solcher Kraftbezeugnisse. Diese, das ist das zweite Charakteristikum, spielen sich ab im Gemachten, nicht im Natürlichen. Dabei ist zwar zu bemerken, dass unsere Stadtsprache weiterhin Naturvokabeln bevorzugt, vor allem, wenn es um den staunend reflektierten Umschlag von Quantität in Qualität geht. Wir sprechen dann gerne biologisch, organisch, etwa vom ‚Häusermeer‘, der ‚Straßenschlucht‘, dem ‚Verkehrsinfarkt‘ oder dem ‚Wolkenkratzer‘. Aber dies sollte nicht in die Irre führen. Das Kennzeichen der City ist und bleibt es, „dass das Stadtleben den Kampf für den Nahrungserwerb mit der Natur in einen Kampf um den Menschen verwandelt hat, dass der umkämpfte Gewinn hier nicht von der Natur, sondern vom Menschen gewährt wird.“ (201) Wohin der Gottsucher blickt, wird er auf sich selbst verwiesen, auf sich in seiner technischen Intelligenz. Die unverwechselbare Erfahrung des Natürlichen ist ihm verwehrt, die nach Aristoteles darin besteht, dass uns etwas *aus sich selbst*

Weiterführende Literatur:

Hartmut Häussermann / Walter Siebel, Stadtsoziologie. Eine Einführung, Frankfurt a.M.–New York 2004. Eine solide, gut verständliche und breite Einführung durch anerkannte Fachwissenschaftler.

Andreas Herzig / Burkhard Sauermost (Hg.), ... unterm Himmel über Berlin. Glauben in der Stadt, Berlin 2001. Eine beeindruckende Kompilation aus City-Impressionen, katholischem Leben, Projektbeispielen, Karten, Essays, Aufsätzen – so etwas bräuchte man auch aus anderen Städten mehr!

Bernhard Lübbinging (Hg.): „Nehmt Neuland unter den Pflug!“ (Hosea 10,12). Seelsorglicher Aufbruch in der Stadt. Ein Lesebuch nicht nur für die City-Kirchenarbeit, Münster 2009. Ein Lesebuch, das vor allem die diakonische und geistliche Dimension der Citypastoral in den Blick bringt.

Themenhefte: Lebendige Seelsorge, Heft 4/2010 sowie euangel 4/2011: Aktuelle, wichtige und vielfältige Einblicke in Theorie und Praxis der Citypastoral.

¹¹ Wichtig ist der Hinweis, dass kollektive Efferveszenzen natürlich ethisch nicht neutral sind. Religion generell ist ethisch ambivalent. Gemäß der Kategorien Durkheims sind etwa auch öffentliche Gewaltausbrüche religionsproduktiv. Diese Thematik kann hier aber nicht weiterverfolgt werden. Es geht hier nicht um „die Attitüde des Richters“ (204), wie Simmel das nennt, sondern nur deskriptiv um die allgemein religiös-spirituelle Lesbarkeit der City.

heraus entgegenwächst.¹² Trotzdem aber gibt es Schönheit. Denn Schönheit ist die Differenzerfahrung von Freiheit und Streben, die sich auf jedes Objekt richten kann und die weder das Subjekt des Schauens noch das ästhetische Objekt, sondern das Verhältnis beider zueinander verändert. Es taucht es in Glanz.¹³ Und vielleicht liegt hierin sogar der Grund dafür, dass jene die Urbanisierung von ihrem Anfang an treu begleitende philosophische Reflexion gerade die der Ästhetik ist.

Die City kann voller Schönheit sein, auch voll spiritueller Schönheit – jedenfalls, wenn man sich die Disposition hierfür bewahrt. Man kann seine fünfzehn Minuten Zuflucht in einer Kapelle finden – aber auch in einer Starbucks-Filiale oder einem Museumsflügel. Man kann von der filigranen Silhouette einer Kathedrale tief bewegt werden – aber auch von der eines Bankgebäudes. Die abendlich beleuchteten oder verdunkelten Fenster eines Häuserblocks in der Vorstadt können dem pilgernden Flaneur zu einem Adventkalender werden; die grüne Ampel zur visuellen Glocke, die ihn zum Gebet ruft; die Warteschlange an der Kasse zum Narthex seiner Privatkapelle. Er kann die Parfums vorbeiziehender Passanten als Weihrauch ihrer Lebensprojekte lesen und die unbewussten kleinen Entspannungsrituale der Mitfah-

renden im ICE als Bitte um Leben, Freiheit und Raum. Ständig ist er darauf vorbereitet, solche Momente flüchtiger Schönheit zu erleben. Sie ernähren seine Frömmigkeit. Denn er ist ein „Bettler um Wunder“¹⁴, genauso wie der berühmte Pariser Fotograf Robert Doisneau (1912–1994). Die Arbeitslosung dieses Einzelgängers war stets: „Man sollte nur dann fotografieren, wenn man sich ganz von Großzügigkeit gegenüber dem anderen erfüllt fühlt.“

3 Die Guttheit des Schnellen

All diese Erfüllungen sind schnell wieder vorbei – wie in jeder Variante geistlichen Lebens ruhen sie auch in der Citymystik auf einer bestimmten Treue zur Pflicht. Man könnte sagen: So wie der Motor das Gleichbleibende der Cityroutine ausmacht und sowohl ihre Beschleunigung wie ihre Verlässlichkeit garantiert, so kommt diese Aufgabe im geistlichen Leben dem Gebet zu. Und in der äußeren Form wie in der abverlangten Disziplin wird es kaum Unterschiede geben zwischen Stadt- und Landgebeten. Dennoch mag die gewählte Metapher befremden: Das Gebet ist der Motor im geistlichen Leben des urbanen Pilgers genauso wie der Motor das Gebet seines mobilen Lebens ist. Die Analogie

¹² Natürlich ist dies eine abstrakte These, ein nur prinzipieller Unterschied zwischen Natürlichem und Technischem. Diagnostisch wäre mit *Gernot Böhme* festzustellen, dass auch Natur längst im Stadium ihrer technischen Reproduzierbarkeit angelangt ist; vgl. *ders.*, *Natürlich Natur. Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt a. M. 1992.

¹³ Zu einer theologischen Philosophie des Schönen vgl. *Matthias Zeidler*, *Gott und das Schöne. Studien zur Theologie der Schönheit*, Göttingen 1993. In einem sehr gelungenen Bild spricht der italienische Philosoph Giorgio Agamben von der Anregung des Aquinaten, den Himmel von der Erde nur dadurch zu unterscheiden, dass im Himmel die Dinge von einer glanzvollen Gloriole umgeben seien: eben einem anderen ‚Zwischen‘, das nichts physisch, aber alles mental verändert; vgl. *Giorgio Agamben*, *Die kommende Gemeinschaft*, Berlin 2003, 51 ff.; den Hinweis auf diesen Essay liefert *Christian Bauer*, *Ortswechsel der Theologie*, Berlin 2011, 791 f.

¹⁴ *Jean-Claude Gautrand*, Robert Doisneaus Vermächtnis, in: *ders.*, *Robert Doisneau*, Köln u. a. 2003, 177–183, hier 181. Das nachfolgende Zitat ebd., 177.

stammt von dem deutschen Künstler Thomas Bayrle. Dieser hat bei der letztjährigen Kasseler documenta 13 die Phänomene des Betens denen von Motoren gleichgestellt. Und es verblüfft, wie das Spiel funktioniert: Motoren sind ja, neben Prozessoren, die technische Grundlage der Cities: die wichtigsten Moleküle ihrer Kraft, ihrer Beschleunigung, ihrer Taktung. Wer Cities zu hört wie Jodie Foster in ‚The Brave One‘¹⁵, der hört vor allem Motoren. Stimmen, metallisches Kreischen, Bellen, das Reißen von Papier – all diese Klänge sind immer aufgemischt auf einem bleibenden Soundfloor von Motoren. Bayrle nun hat ausgestellte Motoren mit den Klangcollagen betender Menschen gemixt. Riesige Flugzeugmotoren stehen wie eine monstranz in der Halle und werden von einem Rosenkranz durchbetet; kleine Scheibenwischermotoren eines Mercedes hört man, auf- und zuschwingend, beten: ‚Bitte für uns‘ – ‚Bitte für uns‘ – ‚Bitte für uns.‘ Ein ausgeweideter Großmotor ist angekoppelt an den ebenso ungeschützten Litaneigesang einer Gemeinde.¹⁶

Der Gottessucher in der Stadt besucht diese Installation. Er murmelt: „Du bist mein Antrieb.“ „Du bist mein Antrieb.“ Er weiß, dass Augustinus nur die halbe Wahrheit gesagt hat: „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe hat in Dir.“ Denn es gibt auch diese anderen Gottessucher, die nur sehr sel-

ten Ruhe finden und für welche die äußere Schnelligkeit der Cities nur das liebgewordene Abbild ihrer inneren Rastlosigkeit ist.

Man findet diese Typen vor allem in den Städten. Ruhig war ihr Herz, bis die Ahnung sie verstört hat, es könne ein gutes, ein unzerstörbares Leben geben;¹⁷ einen heilenden Gott in und über und unter allem. Seitdem suchen sie die Ent sprechungen zu dieser Ahnung. Gerne suchen sie auch mal in Kirchen. Vor allem aber draußen. Einer ihrer Begleiter ist Georg Simmel.

Der Autor: *Jahrgang 1966, verh., drei Kinder; Studium der katholischen Theologie und der Sozialwissenschaften in Paderborn, Bonn und Münster; 1998–2008 stellv. Leiter der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle der DBK; Promotion 2006; seit 2009 Juniorprofessor für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhruniversität Bochum; Berater der Jugendkommission der DBK; Mitglied des ZDK. Jüngste Publikationen: „Zuhören – Austauschen – Vorschlagen.“ Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung, Würzburg 2012; „Gemeinde ohne Zukunft?“ Theoretische Debatte und praktische Modelle, Freiburg i. Br. u. a. 2013 (Hg.); Katholische Kirche in den USA – Was wir von ihr lernen können, Freiburg i. Br. u. a. 2011.*

¹⁵ Deutscher Titel: Die Fremde in Dir, Warner Home Video Germany 2007.

¹⁶ Vgl. Rose-Marie Gropp, Die Frömmigkeit der Maschinen. Thomas Bayrle auf der Documenta 13, in: faznet vom 5.6.2012 (Zugriff 29.12.2012).

¹⁷ Vgl. diese Interpretation des Adjektivs ‚eu‘ in ‚eu-angelion‘ bei Christoph Theobald, Evangelium und Kirche, in: Reinhard Feiter / Hadwig Müller (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2012, 110–138, bes. 112–116.